

Equador

Zwischen noch rauchenden Vulkanen flogen wir auf die 3000 Meter hoch gelegene Stadt Quito zu. Das Flugzeug rumpelte. In der dünnen Luft ist die Tragfähigkeit geringer. Mit vielen Kurven steuerten wir auf die Landepiste zu. Hohe Berge verstellten den Weg. Wenig freie Fläche für einen Flughafen auf der schmalen Hochfläche oberhalb des Tales, wo auch die Stadt erbaut ist. Eine schwierige Landung, aber zu amerikanischen Piloten habe ich Vertrauen. Sie geben ein Gefühl der Sicherheit.

Quito

Das Klima war ungewohnt. Das ganze Jahr ist Frühling. Quito: im Hintergrund die Berge mit ewigem Eis und im Tal das ganze Jahr über Vegetation. Obst und Gemüse kann immer geerntet werden. Es gibt keine Jahreszeiten. Es ist nie unerträglich heiß und nie kalt. Fällt das Thermometer auf 8 Grad ist es eine Sensation. Bei 15 Grad kann man mit kurzärmeligen Hemden gehen. Ob dies mit der Höhe zusammenhängt? Es könnte sein, denn auch Wasser kocht bereits früher als bei 100 Grad. Warum sollte sich da nicht auch unser Blut in den Adern wärmer fühlen? Es kann aber auch die Trockenheit sein. Es regnet selten und dann wenig. Das ganze Jahr ist ausgeglichen.

Am Morgen fuhren wir ins Büro. Unser Geschäftsführer stammt aus einer angesehenen Familie der Stadt. Sein Vater war Sekretär des Präsidenten. Den Status, den seine Familie inne hat, kann man mit Aristokratie vergleichen. Er paßte diesem Status auch die Firma an und brachte sie in einer Villa im Nobelviertel unter. Es schaut mehr nach Urlaub wie nach Arbeit aus. Im Vorgarten ein Springbrunnen und im Freien unter einem kleinen Dach ein Leibwächter mit Gewehr, Besucherbuch und Nottelefon. Der Empfang ist in einer kleinen Aula untergebracht. Eine ausladende Holzterrasse führt ins Obergeschoß, wo man in eine Galerie gelangt. Im ganzen Haus hängen Bilder. Teilweise sehr wertvolle südamerikanische Malereien. Vom Empfang weg über die Gänge und die Stiegenhäuser bis hin zu den Büros wird man von diesen bunten südamerikanischen naiven Malereien begleitet. Den Höhepunkt erreicht die Kunst im Büro des Chefs. Holzgedrechselte Wände und davor wieder Bilder. Nach einer kurzen Führung mußten wir feststellen, daß es sich dabei um einen repräsentativen Auszug aus Südamerikas Malerei der Jetztzeit handelt. Bilder von Argentinien über Chile, Bolivien, Kolumbien bis zu Equador. Fachgerecht wie in einem Museum war auch die Beleuchtung.

Fernando, wie der Chef genannt wird, ist ein Fan seines Landes. Er sprach zu uns, als sei er der Fremdenverkehrsdirektor. Er machte uns alles so schmackhaft, daß man am Ende nur sagen konnte „Hier will ich mit meiner Familie Urlaub machen“. Das Land ist wirklich einmalig. Praktisch drei verschiedene Welten:

- * der Dschungel im Osten,
- * das Hochgebirge mit seinen Vulkanen im Zentrum und
- * das Meer mit tropischem Landstrich im Westen.

Nicht mitgezählt die Wunderwelt der Galapagosinseln. Sie sind unabhängig zu betrachten. Eine Welt, die sich aus vergangenen Jahrtausenden herübergerettet hat. Einer der Höhepunkte von Südamerikareisen.

Wir rüsteten uns zu einem abendlichen Bummel in die Altstadt. Alles was gestohlen werden könnte, wurde zu Hause gelassen. Kein Ehering. Keine Uhr. Keine Brieftasche oder Scheckkarte. Nur eine Hose, ein Hemd, ein Pullover, Schuhe und Socken. Nichts in den Hosentaschen. Nur ein Taschentuch und einige Dollars. Aber kleine Scheine. Einheimisches Geld hat mein Kollege mit. Den Rezeptionisten fragten wir nach einem Stadtplan. Er war sehr erstaunt, in was wir uns da einließen. Er wollte uns abraten und gab nur negative Statements, bis er uns schließlich viel Glück wünschte und uns ein Taxi rufen ließ, dem man unser Ziel angab.

Zuerst fuhren wir durch dunkle Straßen. Gestalten huschten an uns vorbei. Hier wollten wir nicht aussteigen. Wenn dies nicht besser würde, würden wir gleich wieder zurückfahren. Es wurde aber dann doch heller. Am Hauptplatz stiegen wir aus. Viele Polizisten. Trotzdem schauten wir immer nach hinten und vorne, ob uns denn niemand überfallen wolle. Nur wenige Leute waren am Platz, aber viel Schmutz vom Tagesmarkt. Einige Liebespäpchen saßen auf Bänken. So wie die Kirche waren die meisten Geschäfte schon geschlossen. Nur ab und zu hatte noch einer offen, um die letzten Handgriffe zu erledigen.

Vom Hauptplatz kamen wir auf einen anderen großen Platz, der von einer barocken Kirche und einem anschließenden Palast beherrscht wurde.

Jetzt wurden wir schon zuversichtlicher und wagten uns auch in Nebenstraßen. Über so eine Nebenstraße gelangten wir wieder zu einer Hauptstraße. Hier war viel Betrieb. Viele Autobusse, die die Leute zurück auf das Land brachten. Überbesetzt wäre eine untertriebene Ausdrucksweise. Menschentrauben hingen an den Bussen.

Der nächste Tag zeigte uns alles, was wir in der Nacht gespenstisch sahen, in der wahren Dimension. Nach der Arbeit im Büro buchten wir eine Rundfahrt. Ein freundlicher Equadorianer erklärte uns alles. Er legte Wert darauf, uns die modernen Einrichtungen der Stadt, wie das Museum, das Parlament, und das Rathaus zu zeigen. Dann fuhr er aber doch mit uns in die Altstadt hinein. Er begann am Hauptplatz mit seinen Ausführungen. Unzählige Schuhputzer boten ihre Dienste an. Vor dem Regierungsgebäude eine bunt gekleidete Wache, die ein beliebtes Fotomotiv für Touristen waren.

Durch den dichten Verkehr und das bunte Treiben der vom Land in die Stadt gekommenen Indianer mit ihren bunten Trachten führte er uns zur wohl schönsten Kirche Lateinamerikas. Unvorstellbar, mit wieviel Gold diese Kirche ausgestattet war. Von Indianern ausgeführte naive Kunst. Bei erster Betrachtung wirkte sie wie das aus Europa bekannte Barock, bei detaillierterer Betrachtung kam aber eine viel intensivere Überladung und primitivere Ausführung zum Vorschein. Auch indianisches Kulturgut wurde eingebracht. Die Sonne, der Gott der Inkas, war oft als Motiv eingearbeitet.

Der Glaube selbst ist ebenfalls noch naiver und intensiver. Frauen warfen sich inbrünstig betend vor dem Altar auf den Boden. Nur Touristen störten die Andacht der Gläubigen. Einige waren aber so tief in ihrer Meditation, daß auch der lauteste Fremdenführer nicht stören konnte.

Die barocken Verzierungen zogen sich über das ganze Gebäude. Alle diese Verschnörkelungen waren vergoldet. Selbst zwischen den Steinen waren die Mörtelfugen vergoldet. In Reichweite von Menschen fehlte das Fugengold. Es wurde ausgekratzt.

Über die Sakristei gingen wir ins Obergeschoß und auf den nächsten Platz, den Franziskanerplatz. Ein Marktplatz mit Trödlern und Händlern bis hinauf zum Kircheneingang. Im Laufe der Überquerung des Platzes änderten sich die Waren. Waren es herunteren Obst und Kleidung, so waren es Kerzen und Heiligenbilder vor

dem Kircheneingang. Hier könnte man als Europäer stundenlang stehen, um der andersartigen Welt und ihren Menschen zuzuschauen.

Eine Indianerin stillte ihr Kind. Zwei Kinder verkauften Glückslose.

Während das Baby an der Brust säugte, wickelte sie Geschäfte ab. Das Kind einer anderen Frau zog sich gleich neben dem Verkaufsstand die Hose aus, um sein „Geschäft“ zu verrichten. Niemand nahm Anstand. Niemand beachtete dies. Der Kot würde hier auch gar nicht besonders auffallen.

Auf der Kirchenstiege saßen einige Indianer. Sie hatten Seile umgehängt. Wir dachten, sie seien Bergsteiger. Der Führer erklärte uns, daß sie Träger seien, und auf das Ende des Marktes warten. Dann würden sie die Lasten der Händler wegtragen. Mit so wenig Arbeit kann man hier leben. Man braucht nicht viel. Alles ist fruchtbar. Nahrung kostet wenig.

Die Franziskanerkirche war größer, aber nicht so prunkvoll als die vorige Kirche. Mehr Volkskunst und weniger Gold. Die Andacht der Einheimischen war aber intensiv wie zuvor.

Kleinkinder bettelten. Alte, verkrüppelte Frauen saßen neben der Kirchentür und warteten auf Almosen. Sie warteten und waren nicht so ungeduldig wie die schmutzigen Kinder.

Unser Kleinbus wartete. Obwohl wir hier noch gerne länger geblieben wären, wurden wir zur Weiterfahrt gedrängt. In einer Marktstraße saß eine Indianerfrau neben der anderen. Sie boten Waren zum Verkauf an. Hauptsächlich Obst und Gemüse aus den Bergen für die Stadtbevölkerung, aber auch Handarbeiten. Ein buntes Treiben und Gedränge, so daß wir nicht stehen bleiben konnten. Auch die Gasse war eng. Nur wenn der Verkehr ins Stocken geriet, konnten wir in ihre tiefen Augen schauen und ihre bunte Tracht betrachten. Ihre Gesichtszüge waren derb. Zerklüftet wie die Berge der Umgebung und tiefbraun von der Sonne. Ein rauhes Bergvolk.

In der nächsten Straße standen mechanische Nähmaschinen. Schneider unter freiem Himmel. Ihr Geschäftslokal bestand nur aus einer Kiste mit einer Nähmaschine darauf.

Am Berghang hinter der Stadt standen die Häuser und Hütten der armen Leute.

Durch zwei Autotunnels verließen wir die Stadt in Richtung Norden zum Äquator.

Die Berge hatten keine Bäume mehr. Alles war trocken. Eine gesunde Luft speziell für Gelenkskranke. Mitten in dieser Steinwüste stand dann das Monument, das den Verlauf des Äquators markierte.

Französische Wissenschaftler hatten dies festgelegt. Ein Turm mit einem riesigen Globus markierte die Stelle, die dem Land den Namen gab. Eine Metallinie im Steinboden zeigte den Verlauf der Äquatorlinie an. Touristen ließen sich hier fotografieren. Das gefragteste Motiv war es, wenn man mit einem Bein in der südlichen Erdhälfte und mit dem anderen in der nördlichen stand.

Obwohl diese „Gedenkstätte“ dem Land den Namen gibt, kommen doch nur wenige Einheimische her. Das Equadordenkmal der Equadorianer ist hauptsächlich für Touristen gebaut.